Die sichtbare, die kollektive Zeit ist verschwunden : der Schriftsteller Emil Zopfi im Gespräch

Autor(en): **Zopfi, Emil / Kurmann, Fridolin / Leuenberger, Martin**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **2 (1995)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-6295

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

DIE SICHTBARE, DIE KOLLEKTIVE ZEIT IST VERSCHWUNDEN

DER SCHRIFTSTELLER EMIL ZOPFI IM GESPRÄCH MIT FRIDOLIN KURMANN UND MARTIN LEUENBERGER

Ihn treibt die Umkehr der Verhältnisse. Derweil unter ihm der Verkehr über die Strasse rollt, macht er sich auf dem Tunneldach mit Seilen, Karabinerhaken und Magnesium zu schaffen. Unbemerkt und ungesehen von den Automobilisten tut sich über der Strasse von Weesen nach Amden einer der von Emil Zopfi bevorzugten Klettergärten auf. Von Obstalden ist es nicht weit. Emil Zopfi ist Schriftsteller. Aber nicht nur: Er ist auch Erwachsenenbildner, Kursanbieter, Kinderbuch- und Hörspielautor, war Elektroingenieur und ist leidenschaftlicher Bergsteiger und Sportkletterer. Liebevoll bittet er seine Frau, rechtzeitig – und meint damit «eine halbe Stunde früher» – nach Hause zu kommen, damit es noch reicht für die «Wand». «Warum steigt ihr auf die Berge?», zitiert der Schriftsteller Emil Zopfi den Schriftsteller Ludwig Hohl und gibt auch gleich dessen Antwort: «Um dem Gefängnis zu entrinnen.» Bergsteigen hat für ihn etwas Befreiendes. Es ist der spielerische Ausbruch aus der geordneten und strukturierten Welt, um sich in etwas anderem zu erleben. «Der Fels ist für mich wie ein Buch. Diese Bänder, Risse, Kamine, Dächer sind Wörter einer ganz besonderen Sprache.» Es sind nicht nur andere Wörter, wer auf Berge steigt, hat auch ein anderes Verhältnis zur Zeit.

Über das Bergsteigen hat er auch zum Glarnerland zurückgefunden, zu seiner eigentlichen Heimat. Für ihn, der im Zürcher Oberland in einer Industriearbeiterfamilie aufwachsen musste, hatte «Heimat» immer eine besondere Bedeutung. Für Ausgewanderte ist Heimat eben viel wichtiger als für jemanden, der dort geblieben ist. Auch wenn man sich mit der Rückkehr schwertut. Lange interessierte sich Emil Zopfi nicht für das Glarnerland. Und heute noch fällt es ihm schwer, sich mit dem «offiziellen» Glarus zu arrangieren. Seine Nachbarin in Obstalden indessen, eine ehemalige Fabrikarbeiterin, lismete ihm letzthin ein Paar Socken. Sie mag ihn sehr, und er sie auch! Das Nahe ist ihm wichtig. «Irgendwie gehöre ich eben hierhin.» Dies hat viel mit der Geschichte seiner Familie zu tun und mit der Geschichte der Industriearbeiterschaft, die ihn geprägt hat. Und mit den Bergen: dem Glärnisch und dem Tödi und der Wand über dem Tunneldach.

Von «Heimat» reden sie alle, die Heimatstil-Freunde, die Politiker. Und bauen

Häuser, die mit dem Glarnerland nichts, gar nichts mehr gemein haben: Prättigauer Holzbauten mit Tiroler Verzierungen. Sie schwatzen vom Ziger und der Pastete, und alle habe sie einen Model an der Wand, mit dem man einst Glarner-Tüechli bedruckte. Aber nur wenige kennen die Geschichten der Arbeit und des Leidens, die dahinter stehen. Von der wirklichen Geschichte wissen sie nichts. Dabei wäre die Geschichte so wichtig. «Ach, ja, denkt er. Erster Mai. Wie sind wir doch früher marschiert. Mit roten Fahnen und Transparenten. Mit riesigen Bildern von Ho Tschi Minh. Marschiert und resigniert. Eingeschlafen. Und während wir geträumt haben, ist die Geschichte weitergegangen. Ohne uns –» hat Emil Zopfi in seinem ersten Roman «Jede Minute kostet 33 Franken» geschrieben. Entmutigt und hoffnungslos sei das, befand kürzlich seine Tochter. Heute, fast 20 Jahre später, würde Emil Zopfi sich für ein noch weitaus resignativeres Ende entscheiden. Die Arbeiterbewegung ist nicht mehr vorhanden. Sie hat sich links liegenlassen. Der historische Weg der Arbeiterbewegung war stets voller Niederlagen, aber heute kann ihr nicht einmal mehr eine Niederlage etwas anhaben: weil es keine Arbeiterbewegung mehr gibt.

Die Geschichte ist fraglos weitergegangen: über die Arbeiterbewegung hinweg. Zwar hat sie den jungen Emil Zopfi noch über die Werkstatt «Literatur der Arbeitswelt» zum Schreiben animiert, aber seine Mitgliedschaft im SMUV scheiterte rasch an der Sperrigkeit der Gewerkschaft gegenüber den «neuen Berufen», den Programmierern, Computer-Fachleuten. Die Parteien der Linken kundschaftete Emil Zopfi auch aus, freilich ohne dass er sich zu einem Beitritt entschliessen konnte. So begann er schon damals, «etwas zu machen, was andere nicht machen». Emil Zopfis Bücher sind ein Spiegel der jüngsten Geschichte von «68» bis heute. Nicht nur seiner persönlichen Geschichte wegen, die er in alle seine Bücher einbringt. Einbringen muss, wie er sagt. Er nennt dies seine grosse Schwäche. Von der Geschichte der Programmierer Kern und Kopp über die Jugend im Zürcher Oberland zur «Cooperativa», dem scheinbar besseren Leben in Italien. Von der «elektronischen Schiefertafel», dem Computer, über «die Wand der Sila» bis zur Geschichte um den Streik der Glarner Fabrikarbeiter von 1837. Wie bei der Tödi-Geschichte, die in seinem neusten Buch «Sanduhren im Fels» wieder abgedruckt ist, schreitet er in allen seinen Büchern die Wege ab, die andere Personen längst gegangen sind. Das ist typisch für ihn. Ohne persönlichen Bezug, ohne lebensgeschichtliche Linie kann er nicht auskommen. Und sein Zugang ist immer auch die Botschaft, welche er vermitteln will. Schreiben um der reinen Kunst willen, ist für ihn undenkbar. Mittlerweile hat er keine Mühe mehr zu akzeptieren, dass es das gibt, aber für ihn kann das nicht gelten. Bewusst hält sich Emil Zopfi zwar von der Tagespolitik fern – ein Stück weit auch zu seinem Leidwesen. Denn Nationalrat wäre er liebend gerne, wenn auch dem «Anarchisten aus den Alpen» wohl nur für einen Tag der

Schnauf reichte, «das Theater mitzumachen». Gleichwohl ist Emil Zopfi ein «politischer» Schriftsteller geblieben. Keiner der sein métier als l'art pour l'art betreibt und jeden Herbst nach Frankfurt fährt, um dort Knickse zu machen. Derartiges wäre für ihn das letzte, das scheint ihm ganz und gar sinnlos! Für ihn ist Aufklärung kein Schimpfwort, sondern Grund seines Schreibens. Geschichten erzählen, die unverhohlen sagen, wie es war und ist. «Ja, erzählen müsste man. Aber wie? Beim Besonderen beginnen. Beim einzelnen Menschen, Turi, Luigi, Zollinger, Susanna. Und dann zum Ganzen kommen. Oder umgekehrt», lässt Emil Zopfi den Kern in seiner Geschichte der Computerfirma Moraves sagen. Erzählen können ist nicht eine Frage der Grammatik. Es gibt ja viel mehr Leute, die die Grammatik beherrschen und doch nicht erzählen können. Anderseits gäbe es viele Frauen und Männer, die soviel Wichtiges zu erzählen hätten, die sich aber nicht trauen zu schreiben. Schreiben hängt vom Selbstvertrauen ab. Vertrauen in sich selbst kann man sich erarbeiten. Schreiben ist also lernbar. Nicht nach diesem antiquierten, deduktiven Modell allerdings: Theorie, Übung, Kontrolle. Sondern nur über den Mut zur Frechheit, schreiben zu wollen. Emil Zopfi nimmt sich diese Frechheit heraus. Während andere arbeiten, kann er schreiben. Ihn plagt kein schlechtes Gewissen, nicht mehr. Er hat gelernt – und ihm, dem Arbeitersohn ist das nicht in den Schoss gefallen –, dass Schreiben mit seinem Egoismus zu tun hat. Aber «Arbeit» im eigentlichen Sinn, so richtiges «Krampfen», ist Schreiben nicht.

Der Einbezug seiner eigenen Lebensgeschichte ist für Emil Zopfi nur das eine Element, das alle seine Bücher verbindet. Das andere ist jenes, das ihn auch in die Berge treibt: die Suche nach der Zeit und das Nachdenken über die Zeit. Was die Arbeiterinnen und Arbeiter von Glarus 1837 zum Streik bewog: «Schicket Euch in die Zeit. Das steht in der Bibel, und wenn auch die Zeit nicht mehr vom Herrgott gesetzt ist, von seiner Himmelsuhr, der Sonne, dem Mond und den Sternen, auch wenn sie heute vom Fabrikdach schellt, so soll sie euch doch heilig bleiben. Schicket Euch drein. Euer Schaden soll's nicht sein. Denn die Uhr und nicht die Dampfmaschine ist die ‹entscheidende Maschine des modernen Industriezeitalters› wird in hundert Jahren einer schreiben», dies ist für Emil Zopfi das wichtigste Thema überhaupt. Insofern gibt es eine direkte Linie von der «Fabrikglocke» im Glarus des 19. Jahrhunderts zum in «Mikrosekunden getakteten» Personalcomputer der Gegenwart. Auch wenn Emil Zopfi in seinem Schaffen dieses Thema nicht in der chronologischen Reihenfolge behandelt hat. Die Glarner Fabrikarbeiterinnen und -arbeiter wehrten sich damals nicht nur gegen die Herren Trümpy, sondern wie es im Untertitel des Romans heisst, gegen die Zeit an und für sich. Aber an diesem «Aufstand gegen die Zeit» hat sich die Arbeiterbewegung immer zu wenig orientiert. Stets und bei allem hiess die Frage «wie lange?». Nie wurde die Zeit an sich in Frage

gestellt. Und heute hat Weizenbaum Recht bekommen: Der Computer ersetzt die Uhr. Das aber hat fatale Folgen für die Arbeiterbewegung – und für die Menschen in den industrialisierten Ländern. Das kollektive Erlebnis ist verlorengegangen. Man geht nicht mehr gemeinsam in die Fabrik frühmorgens und nicht mehr gemeinsam in die Kirche am Sonntag. Man erlebt sich nicht mehr als gleich. Alles wird indvidualisiert. Das Verschwinden der sichtbaren kollektiven Zeit hat viel zum Verschwinden der Arbeiterbewegung beigetragen. Die Struktur der Gesellschaft hat sich aufgelöst, eine neue bildet sich heraus, die aber lässt Gemeinschaftserlebnisse nicht mehr zu. Am Schluss wird Uli Hoeness Recht bekommen, der unlängst im Tagesanzeiger seine Zukunftsvision vom Fussball erläuterte. Man wird an diejenigen Zuschauer, die sich ins Stadion begeben, ein Eintrittsgeld entrichten, weil die Vereine über die Fernseh-Einnahmen längst saniert sind, und die Fernsehzuschauer ohnehin den besseren Teil für sich haben: näher am Ball, Grossaufnahmen, Super-Zeitlupe, Pauseninterviews. Zwar kennt und duzt man sich heutzutage in den «Network-User-Groups» am Bildschirm über Meere und Kontinente hinweg, doch vor dem Bildschirm hockt jeder mit sich allein. Und gewerkschaftlich organisieren lässt sich niemand mehr. Das, da möchte Emil Zopfi, nicht falsch verstanden werden, liegt auch an den Gewerkschaften selbst. «Demonstration» ist längst zum Fremdwort geworden. Nur beim jeweiligen Ferienbeginn reihen sich alle artig in den Stau ein: der Autobahn-Stau als Gemeinschaftskarawane in einer durchgestarteten Wohlstandswelt.